Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 1 (1921-1922)
Heft: 5

Artikel: Die Tradition der deutschschweizerischen Literatur
Autor: Faesi, Robert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-154009

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nahm — fast wie Napoleon, der große Italiener, einst von den Fürsten des Rheinbundes? Vorausgesetzt nämlich, daß die Mächtigen der Erde aufrichtig wären! Sind nicht die voranstehenden düsteren Betrachtungen unserem Verhalten dem Völkerbund gegenüber zuzuschreiben? Ist je in praxi dem Absolutismus schrankenloser Gewalt, wie schamlosester Lüge und Heuchelei mehr Unterwürfigkeit erwiesen worden, als in unserem Jahrzehnt? Wer von uns ist in der Wirklichkeit einem blassen Schemen nur von Menschlichkeit und Weltgewissen begegnet, seit der Versailler Friedhofspakt eine gewisse Presse veranlaßt hat, sie täglich aus Druckerschwärze zu beschwören?

Freimütig unserem Zeitgeschlecht den Spiegel vorzuhalten, das wird sich öffentlich in neutralen Ländern noch lange Keiner berufen finden. In Privatbriefen zwischen ganz ernsten Menschen muß das Urteil hundertfach schärfer und trüber lauten, als in C. v. A.'s Schreiben aus Bünden an den späteren Oberst C. v. Pi in Holland am 5. Januar 1818, das mir kürzlich durch die Hand ging und mich nachdenklich stimmte.

Die Tradition der deutschschweizerischen Literatur.

Von
Robert Faesi = Zürich.

In unserer Literatur, mindestens der letzten beiden Jahrhunderte, waltet eine geistige Kausalität; Gesetzmäßigkeiten des geistigen Wachstums bilden an ihr. Und die Ueberzeugung eines solchen organischen Zusammenhangs gibt überhaupt die Berechtigung, das Wort „deutschschweizerische Literaturgeschichte" zu gebrauchen, andernfalls dürfte bloß von einer Chronologie literarischer Werke der deutschen Schweiz gesprochen werden. In der kleineren Westschweiz ist das Schrifttum nicht im selben Maß ein „Individuum", und vollends eine Literaturgeschichte des Tessins kann es bisher nicht geben, es fehlt ein Stamm, der auf Tessinerboden aufsteigt und sich zu Aesten und Laubwerk entwickelt; vielmehr ragen nur einzelne Zweige der italienischen Literatur ins Schweizergebiet jenseits des Gotthard hinein, wobei allerdings ihre Blätter oft eine besondere Tönung annehmen.

Der Begriff der deutschschweizerischen Literaturgeschichte soll übrigens nicht überspannt werden, er bleibt ein Ausnahmestandpunkt. Die normale Einheit literarhistorischer Betrachtung ist nicht der Gau, die normale Grenze nicht eine geographische oder staatliche, sondern die Sprache ist das Kriterium. Ja, am Ende fragt es sich sogar, ob die Sprache wirklich das richtigste oder nicht etwa bloß das aus praktischen Gründen gebräuchlichste Kriterium ist? Gewiß schafft sie eine tiefe geistige Verschiedenheit zwischen den Völkern und ist als das Material der Dichtung ein wesentlichster Faktor; aber die Literaturen liegen doch im Komplex der allgemeinen Kultur, in unserem Fall in der gesamteuropäischen tief eingebettet. Von den materiellsten Gebieten des wirtschaftlichen und politischen Lebens bis in die geistigsten

Bezirke hinauf ist das Schicksal der europäischen Völker trotz aller Abweichungen im einzelnen ein gemeinsames; so auch das literarische Schicksal.

Es wird eine Hauptaufgabe unserer kommenden literarischen Geschichtsschreibung sein, viel mehr als es bisher geschah, mehr als es etwa der mit dem Stoff ringende Jakob Bächtold vermochte, diese Beziehungen darzustellen und den Gegenstand nach allen Seiten zu verankern. Wollte man systematisch vorgehen, so müßte man jede literarische Einzelerscheinung aus vier Gesichtspunkten betrachten: aus dem deutschschweizerischen, dem gesamtschweizerischen, dem des deutschen Sprachgebiets und dem europäischen. Gerade die deutsche Schweiz fordert infolge ihrer zentralen Lage zu einer solchen Rundschau heraus. Sie ist ein eigener Komplex mit eigener Tradition und eigener Wesenhaftigkeit, zugleich aber eine Brücke, ein Kreuzweg, ein geistiger Knotenpunkt Europas. Daraus entspringt für unsere Literatur wie für unsere übrigen Lebensfunktionen ein doppeltes Verhalten: Wir spielen eine selbständige Rolle und eine Vermittlerrolle.

Nicht zu bezweifeln ist eine organische Einheit unseres Schrifttums fürs 19. sowie fürs 18. Jahrhundert; ob eine solche aber für den Gesamtverlauf von den Anfängen bis heute gilt, mag fraglich sein. Der Zusammenhang wird immer wieder unterbrochen oder eingeschnürt, und erst im Lauf der Jahrhunderte treten jene Eigenschaften häufiger, bestimmter und bleibender hervor, die wir heute — wenn auch nicht mit absolutem Recht — als typisch deutschschweizerische anzusehen gewohnt sind.

So wuchtig unsere Literatur auch gleich in dem abgelegenen St. Gallen einsetzte, welches vor einem Jahrtausend, als die Klöster die europäischen Kulturstätten bedeuteten, eine Weile das geistige Zentrum der deutschen Lande war, ja einen Augenblick durch Notker über ganz Europa seinen Einfluß ergoß — das erste internationale Verdienst unseres Schrifttums —, so brach die Entwicklung doch ab. Und als die kulturelle Führung der Geistlichkeit durch die weltliche Aristokratie entwunden wurde, nahm unser Gebiet am europäischen Minnesang und ritterlichen Epos zwar lebhaft, aber nicht eigentlich entscheidend teil. Ebensowenig wie in den Klöstern tritt auf den Burgen etwas charakteristisch Schweizerisches hervor.

Am ehesten kündigt sich in der raschen „Entartung" des Minnesangs unsere Art an. Wie seine höfische Haltung durch die körperliche Derbheit Steinmars durchbrochen wird, der die Dame mit der Magd vertauscht und ohne lange Umschweife nach den prallen Freuden des Daseins greift, oder wie Hadlaub der bürgerliche Stoßseufzer „Hûssorge tuot wê" entfährt, darin verraten sich vielleicht zuerst Züge, die sich unserer Physiognomie immer tiefer eingruben. Sie sind letzten Endes wohl auf die politisch-soziale Struktur unseres Volkes zurückzuführen.

Denn inzwischen erst hatte der Formungsprozeß des eidgenössischen Gemeinwesens eingesetzt, und traten jene Sondermerkmale in Erscheinung, die es von der deutschen Gesamtheit abhoben. Die Eidgenossenschaft bildete sich ja durch die siegreiche Föderation des ländlichen und städtischen Elements gegen die Herrschaft des Großadels und der Klöster, und Bauerntum und Bürgertum sind die beiden Säulen des schweizerischen Gebäudes geblieben, auf denen bis heute auch das Schwergewicht seiner Dichtung geruht hat.

Die Zusammengehörigkeit des ländlichen und städtischen Elements, zugleich freilich ihre jahrhundertelange, politisch ausschlaggebende Gegensätzlichkeit, spricht sich unbewußt aus in Wittenweilers Ring, dieser stärksten unserer Dichtungen des ausgehenden Mittelalters und zugleich dem ersten komischen Epos der deutschen Literatur. Es ist eine Parodie des degenerierten höfischen Wesens und zugleich der bäuerischen Tölpelhaftigkeit, aber geschrieben von einem Staatsbürger, der sich unverkennbar selbst in der ländlichen Roheit und Unflätigkeit wohlfühlt. In brutalerem Rohzustand noch als Steinmar zeigt sich hier jene strotzende Wirklichkeitsfreude, die erst nach der Reformation wieder einschlief, um zu Gotthelfs Zeit mit neuen Kräften zu erwachen, und deren Veredelungsprozeß einen Hauptinhalt unserer Literaturgeschichte bildet.

Das politische Selbstbewußtsein der sich emanzipierenden jungen Eidgenossenschaft ist stämmig genug gewesen, sozusagen eine eigene literarische Gattung zu kreieren: das historische Volkslied ist stofflich der Anfang einer nationalen Poesie. Und darin, wie die größten Siege und festesten Bündnisse die stärksten Lieder hervorbringen, manifestiert sich zuerst der treue Parallelismus zwischen Leben und Kunst, Politik und Literatur, der unsere Geistesgeschichte von der allgemein deutschen einigermaßen abrückt.

Die überschüssige Lebenskraft bestimmt im ausgehenden Mittelalter unsere Kultur; sie sucht ihren Ausdruck mit Vorliebe da, wo sich ihre Sinnlichkeit entfalten kann: in der bildenden Kunst und im plastischen Gepränge des Dramas. Von dem Augenblicke an, wo diese unbändige Vitalität ihre ersten nie ganz verwundenen Stöße erhält, wo der Expansion des jungen Staatswesens auf den Schlachtfeldern Halt geboten wird und die Krise der Reformation es im Innern erschüttert und auf lange hin spaltet —, von dem Augenblicke an schwindet die unbefangene Sinnenfreude in der Dichtung, sie orientiert sich im Humanismus aufs Geistige um oder wird zum Werkzeug der die Wirklichkeit bewegenden öffentlichen Fragen. Nie mehr hat sich das nationale Leben bei uns in der Dichtung so zum Dramatischen gesteigert, wie im Reformationsdrama Nikolaus Manuels und seiner Gefährten.

Aber die großen Perspektiven, die sich vor genau dreihundert Jahren von hier aus auftaten, verfinstern und verwischen sich mit erschreckender Raschheit. Steil folgt der große Absturz in die literarische Leere der Gegenreformation des 17. Jahrhunderts. Der Glaubenskampf blieb unentschieden, absorbierte aber nach wie vor die Kräfte, zerklüftete die eidgenössische Einheit, ruinierte die äußere Macht und verlor jede geistige Fruchtbarkeit. Die ländlich katholische Hälfte war geistig gelähmt, weil die volkstümliche Grundlage der Dichtung hier wie überall in Europa ihre Nährkraft eingebüßt hatte und weil ihr die städtischen Bildungszentren fehlten. Der Protestantismus aber erstarrte zum engherzigen Buchstabengeist und zu einem unfrohen moralisierenden Puritanismus, den erst das 18. Jahrhundert geistig zu adeln verstand.

Und nun zeigt es sich auch, daß uns der Entzug geistiger Nährwerte aus Deutschland, welches, selbst ohnmächtig und brach, damals nichts zu

geben hatte, schlecht bekommt. Ein Glück, daß sich die allgemein deutsche Lutherspracheгegen die Bibelübersetzung Zwinglis schon durchgesetzt hatte, sonst wären wir vom deutschen Geist durch die sprachliche Schranke ähnlich isoliert worden wie Holland.

Und ebenso schlecht bekam uns die politische und kulturelle Vormacht Frankreichs, dessen Absolutismus dem demokratischen Grundwesen der Eidgenossenschaft, und dessen höfische Geistigkeit unserer germanischen Art durchaus ungemäß und schädlich war. Was in Frankreich zur klassischen Höhe führte, brachte uns wie Deutschland auf unfruchtbare Irrwege.

Als, kurz nachdem im zweiten Villmergerkrieg das Schwergewicht wieder den Protestanten zugefallen und durch den Abschluß der Religionskriege wieder Kräfte frei geworden waren, der junge J. J. Bodmer und sein Freundeskreis die erste deutschschweizerische, ja deutsche Literaturzeitschrift, „Die Diskurse der Malern" ins Leben riefen — es sind jetzt, 1921, genau zwei Jahrhunderte her —, da mußten sie nahe am Nullpunkte ansetzen, und es bleibt ruhmvoll, wie rasch sie das literarische Niveau zu historischer Bedeutsamkeit steigerten, Zürich in drei Dezenien an die Spitze des deutschen Schrifttums rückten, und wie sich mit dieser Stadt als Zentrum eine literarische Kultur folgerichtig, Phase auf Phase und immer reicher entwickelte. Die erste, ja die eigentliche Großtat war der siegreiche Befreiungskampf gegen die wesensfremde französische Vorherrschaft. Die Bundesgenossenschaft der einheimischen Werte protestantischer, puritanischer, republikanischer und naturhafter Art mit denen der kalvinistischen Westschweiz und Rousseaus, vor allem aber mit denen der damals auffallend wahlverwandten Engländer gegen das höfisch-mondäne gesellschaftliche und formelle Parisertum war eine Pionierarbeit für die ganze deutsche Kultur und eine internationale Geistesfunktion, wie sie uns so bedeutend seither nicht mehr zuteil wurde. Theoretisch durch die Zürcher Schule und praktisch namentlich durch A. von Hallers Gedichte wurden Grundlagen für die deutsche Klassik geschaffen.

War England Hülfe, Deutschland Auswirkung, so war das Ziel der eingesetzten Kräfte ein schweizerisches, nationales. Die Reaktion gegen den alle Lebensgebiete durchdringenden französischen Einfluß wurde gestärkt durch die Aufstellung eines positiven helvetischen Ideals. Man fand die tatsächlichen nationalen Kräfte, mit denen man weiterbauen wollte, in der Natur und in der Geschichte.

Die von Haller und Rousseau gepredigte Rückkehr zur Natur hatte nicht bloß einen sentimental empfindsamen Sinn, sondern wurde mehr und mehr eine nationale Lieblingsidee. Die ländliche Unverdorbenheit, patriarchalische Einfachheit und Frömmigkeit wurde als eine Regenerationsquelle gepriesen und gegen die moralisch laxe, gesellschaftlich und sozial komplizierte und rationalistisch skeptische Ueberkultur der Städte ausgespielt. Als die reinsten Hüter der ehrwürdigen Schweizertraditionen erschienen die ländlichen Bergbewohner und man erwartete „ex alpibus salus patriae".

Die Alpen waren zugleich die Hochburg der legendarisch gewordenen Schweizer Freiheit. Ueber die Epoche politischen und kulturellen Zerfalls zurück knüpfte man an die Zeiten organischen Werdens der Eidgenossenschaft

an. Beat von Muralt rät seinen Mitbürgern, in die vergangenen Zeiten zu reisen, Haller stellt in seinen Satiren das alte Volk des Heldenvaterlandes dem neuen gegenüber, Bodmer begründete, mehr aus nationalem denn aus wissenschaftlichem Interesse die schweizerische Geschichtsschreibung, die Johannes von Müller in diesem Sinn vollendete. Als etwas Neues entstand über den Lokalpatriotismus hinweg ein schweizerisches Nationalgefühl und die Liebe zu einem einigen Vaterland, das freilich nur im Wunsche, nicht in der Wirklichkeit vorhanden war, und in dessen Dienst vor allem J. C. Lavater seine Dichtung stellte.

War unsere Literatur im Ganzen der Ausdruck der schweizerischen Wirklichkeiten und wurde dies wieder im 19. Jahrhundert, so trat damals in der patrizischen Zeit der Geist in einen Antagonismus zum Leben, vielleicht weil dieses von seiner gesundorganischen Entwicklung allzusehr abgewichen war. Um die literarischen Führer sammelte sich eine Elite der lebendigen Geister, welche von jenen zentralen Ideen und Idealen aus die tatsächlichen Verhältnisse auf allen Gebieten in Kirche und Schule, gesellschaftlichen und sozialen Gefüge, Innen- und Außenpolitik zu reformieren versuchte und die veraltende Eidgenossenschaft zu verjüngen unternahm. Die Literatur als der erneuernde Sauerteig der nationalen und völkischen Existenz — ein großartiger Gedanke! Aber die tätsächlichen Reformen, die noch zur Zeit des ancien régime vereinzelt eingeführt wurden, erwiesen sich als unzulänglich und trotz der Fülle und Stärke der geistigen Opposition blieb das politisch staatliche System mit seinem absolutistischen, hierarchischen und partikularistischen Charakter unangetastet. Die einsichtigen und gutgewillten Reformer, selbst fast sämtlich Patrizier und durch Geburt und Stellung in den herrschenden Mächten verankert, blieben auf halbem Wege stehen und scheuten vor dem heftigen Sturm- und Drangtempo der französischen und deutschen Geistesführer zurück.

Die siegreich beginnende Literatur unseres 18. Jahrhunderts endet in tragischem Geschick. Im Kerne einheitlich, differenziert sie sich nach zwei Zielen hin; ihr Januskopf ist nach der schöngeistigen Kultur und nach der Lebenswirklichkeit hingewandt. Beide Ziele entgingen ihr: die hohe Poesie wie die nationale Regeneration; sie blieb immer nur Vorstufe und Verheißung.

Als um 1780 Zürich neben den drei europäischen Größen Bodmer, Geßner und Lavater einen ganzen Stab bedeutsamer Geister, eine eigentliche literarische Kultur in seinen Mauern barg und auf dem Gipfel des Glanzes zu stehen schien, war ihm die Führung schon aus den Händen geglitten, in die mächtigeren Lessings und Herders übergegangen, und in Hamburg, ja schon in Weimar reiften die Früchte seiner kritisch-ästhetischen Mühen. In unserem reich und sorgfältig bestellten Garten wollten gerade die wertvollsten Blumen nicht aufblühen; schon Sturm und Drang war durch Lavater einseitig vertreten, und das krönende Genie klassischen Geistes, für das alles vorbereitet schien, blieb aus. Hatten sich unter dem Schutze der etwas holzigen Bäume Bodmer und Breitinger die feineren und zarteren Gebilde einer zweiten Generation entwickeln können, etwa der weichere und weiblichere, schmiegsame und kultivierte Geßner, so trägt in der dritten, durch

Lavater vertretenen Generation die Verfeinerung und Steigerung des Seelenlebens bereits die Züge der Exaltation des mangelnden Gleichgewichts; andere verfallen zuchtlosem und dilettantischem Literatentum, J. G. v. Salis-Seewis ist in seinen sanft klagenden Herbstgesängen schon ein elegischer Epigone.

Entartung im Sinne von Zartheit oder Sprödigkeit auf Kosten von Vitalität und Spannkraft, das müde Blut und die Ruhebedürftigkeit Spätgeborener bestimmt die Haltung der Freunde J. M. Usteri, David Heß und Ulrich Hegner. Mit der Seele in dem bereits ins Mark getroffenen Patriziertum verhaftet, wirken sie literarisch nicht mehr wie die Vorgänger in die Oeffentlichkeit hinein, sondern verzichten als unlustige Zuschauer und sehnsüchtige Zurückschauer kontemplativen Gemütes, die aus den Fugen geratene Zeit einzurenken. Sie sind Alternde in einer Zeit, die sich als Ganzes mächtig verjüngt. Wie bedingt die Anwendung der naturwissenschaftlich-biologischen Gesetze auf einen geistesgeschichtlichen Verlauf gilt, wird gerade im 18. Jahrhundert offenbar. Es ist ein abgeleitetes Zeitalter voll ererbter Mächte und mit greisenhaften Zügen, dessen eigentliche Leistung aber in einer Verjüngung besteht, die an seinem Ende sich als schöpferische Kraft geltend macht, und deren vitalste Aeußerungen auf politischem Gebiet die französische Revolution und auf geistigem die deutsche Klassik waren. Auf beide hatte ja unsere Literatur, wenn auch unbewußt, hingearbeitet; um die Früchte aber sah sie sich in zwiefacher Weise betrogen. Bodmer und seine Schule waren Pioniere, die aus einem gelehrten und verstaubten Bildungszeitalter den Weg zu den Quellen des Schöpferischen erst wieder bahnen, den verhärteten Boden mühevoll aufpflügen mußten, um ihn für die Saat vollkräftiger Dichtung wieder aufnahmefähig zu machen. Mit intellektueller Orientierung und Verstandesarbeit, mit Theorie, Kritik, Wissenschaft und Literatentum, womit doch sonst eine literarische Epoche schließt, beginnt die des 18. Jahrhunderts. Der Genius unseres Landes, der an dieser Arbeit historisch bedeutsamen Anteil hatte, aber unter hundert ungenießbar gewordenen Büchern als einzig lebendig gebliebenes die Gedichte Hallers hervorbrachte, hatte das Geschick eines Moses: Er half das deutsche Volk zum gelobten Lande seiner Dichtung führen, aber es war ihm nicht vergönnt, dieses selbst noch zu betreten.

Seine andere Tendenz, vom Geiste aus eine politisch-soziale Verjüngung der alten Eidgenossenschaft zu schaffen, hatte ein wunderliches Schicksal. Jene im Kern demokratischen Ideale der patrizischen Literaturschule erfüllten sich zwar, sogar weit über das damals beabsichtigte Maß hinaus, im 19. Jahrhundert, aber auf einem schmerzlichen Wege: Nämlich nicht über die zu spät gebaute Brücke der Evolution, sondern durch den jähen Abgrund der Revolution. Nicht jenen geistigen Führern der Aristokratie, sondern der Masse war die Tat vorbehalten. Die parallelen Bestrebungen hatten im Westen die leidenschaftliche Explosivgewalt angenommen, die in der französischen Revolution mit solcher Wucht durchbrach, daß auch die Schweiz in die Katastrophe hineingerissen wurde, und daß sich gewaltsam, mit fremden Kräften und mit vielen Irrtümern die Erneuerung vollzog, die von innen heraus und organisch geplant war.

Es ist leichter zu sagen, wo die alte Eidgenossenschaft aufhört, als wo die neue beginnt. Das Jahr 1798 ist ein so scharfer Schnitt in unserer Geschichte, daß das Land darunter aufschrie und mehr als eine uralte Staatsform stürzte: eine Kultur, vor allem literarischer Art, die auf ihr aufgewachsen war, wurde radikal an der Wurzel durchschnitten, und wenn mancher Zweig noch eine Weile fortgrünte, so war er doch zum Tode verurteilt, weil ihm die Nahrung entzogen war.

Unsere zwei organischen Literaturen des 18. und 19. Jahrhunderts ziehen sich wie zwei langgezogene Bergketten ununterbrochen und Gipfel eng an Gipfel gereiht hin, aber zwischen beiden dehnt sich eine trostlos unfruchtbare Niederung. Diesen literarischen Formationen entsprechen die zwei im weitesten Sinne des Wortes politischen Formationen der aristokratischen Schweiz und der demokratischen, die ihrerseits getrennt sind durch ein Interregnum des Zerfalls und der Vorbereitung, ein Provisorium ohne eigenen Charakter.

Dieser Parallellauf des literarisch-geistigen mit dem politisch-materiellen Leben ist an sich durchaus nicht selbstverständlich. In der Westschweiz und in Frankreich verliefen die Höhenkurven anders und in Deutschland geradezu entgegengesetzt. Die Hauptmassive unserer poetischen Kulturen fallen ungefähr mit den beiden letzten Jahrhundertmitten zusammen, der Tiefstand dagegen ungefähr mit der napoleonischen Aera, also der eigentlichen Hoch-Zeit der bis dahin ansteigenden, nachher sich senkenden Geisteskultur Deutschlands. Dessen klassische Blüte-Epoche liegt also zwischen zwei politischen Gestaltungen und wölbt sich über den Abgrund politischer Ohnmacht wie ein verwegener und mächtiger Brückenbogen.

Die Ursachen für diese befremdliche Verschiedenheit der Entwickelung diesseits und jenseits des Rheins liegen tief. Politisches und geistiges Leben standen hier von je in engerem und soliderem Kontakt als dort.

Es ist ein Wesenszug, der unsere Literatur vom Mittelalter an auszeichnet und ihr gegenüber der allgemein deutschen eine eigene Note gibt, daß sie sich erdennah, vielleicht etwas vorsichtig, aber sicher an die Wirklichkeit der schweizerischen Existenz hält, immer neuen Bezug auf sie nimmt, ihre Kräfte aus ihr bezieht. Dieses bäuerisch-zähe, bürgerlich-nüchterne Festsaugen an reale Vorbedingungen macht sie freilich auch weniger fähig zu einem freien, souveränen Aufschwung zu reinster Dichtung und kühnster Gedankenhöhe. Gerade dadurch zeichnet sich ja der deutsche Genius aus. Die Kehrseite freilich ist eine großartige aber problematische Isolierung des Geistes vom Leben, und was gerade der klassischen Epoche der deutschen Dichtung gebrach, ist, daß sie gleichsam eine Höhenvegetation blieb und die großartigsten Leistungen nicht eine eigentliche Kultur schaffend ins allgemeine Leben hinein- und hinunterdrangen. Eine Aristokratie des Geistes wuchs auf dem Boden und im Schutz der aristokratischen Fürstenhöfe, die wie Stützpunkte und Refugien der Kultur den politischen Ansturm aus dem Westen überdauerten. Die selbe französische Invasion und Fremdherrschaft aber hatte das aristokratische Gefüge in der deutschen Schweiz schwer erschüttert, ja aufgelöst und damit unsere patrizische Kultur an der Wurzel

geknickt; um die bereits ausgesäten demokratisch-volkstümlichen Triebe zur poetischen Blüte zu bringen, dazu reichte die eigene Kraft vorerst nicht aus.

Der Zusammensturz des alten Schweizerhauses nahm die Kräfte für den äußeren Wiederaufbau einstweilen zu völlig in Anspruch, als daß sie sich auf kulturelle Aufgaben hätten werfen können, und erst als die Nation 1830 notdürftig, 1848 sicher unter Dach und Fach ist, kann sie daran gehen, den Bau wohnlich einzurichten. Die neue Wirklichkeit der deutschen Schweiz mußte geschaffen sein, bevor die neue Kultur natürlich und selbstverständlich aus ihr herauswachsen konnte.

Denn diese neue, im Schwerpunkt literarische Kultur ist das geistige Korrelat der Demokratie; sie gründet sich tief auf Land und Leute, das Volk herrscht in ihr wie im neuen Staate.

Alle europäischen Literaturen bewegen sich von jeher zwischen zwei Polen: dem Volksmäßigen und dem Bildungsmäßigen, je nach den Konstellationen das Schwergewicht bald zu jenem, bald zu diesem hin verschiebend. Es ist ein Wesenszug unserer Literatur und erklärt sich wohl aus der bürgerlich-bäuerlich-demokratischen Entstehung der deutschen Schweiz, daß in ihr das völkische Element immer wieder überwog und das eigentlich fruchtbare war. So im ausgehenden Mittelalter und in der Reformationszeit. Als vom 16. Jahrhundert an überall die Dichtung mehr und mehr in die Hände einer gebildeten Oberschicht überging und sich von ihren völkischen Gründen löste, bedeutete dies für unser Gebiet ihre gänzliche Verkümmerung, und als sie im 18. Jahrhundert von gebildeten und gelehrten Patriziern wieder zum Leben erweckt wurde, nahm sie schon früh eine geheime Neigung zum Demokratischen, Natürlichen und Völkischen an. Während aber in Deutschland der volkstümliche Einschlag, den Herder und der junge Goethe ihr gegeben hatten, zwar nie mehr ganz verloren geht, aber durch die Klassik und ihre Nachwirkungen das Schwergewicht doch auf eine aristokratisch vornehme, philosophisch orientierte und übernationale Bildungspoesie höchster Art verlegt wird und bleibt, ist es sehr bedeutsam, daß wir unsere eigenen deutlich getrennten Wege einschlugen. Die höfisch absolutistische Epoche war für uns mehr nur ein Zwischenspiel gewesen, das die demokratisch-völkische Basis zwar verschüttete, aber nicht vernichtete. Die Demokratisierung vollzog sich nun viel rascher und gründlicher als in Deutschland, das ja auch äußerlich bis 1918 feudale Merkmale beibehielt und dementsprechend auch auf geistigem Gebiet nicht völlig mit uns übereinstimmte.

Was in dem halben Jahrhundert von Lienhard und Gertrud bis zu Uli dem Knecht bei uns geschrieben wurde, das ist in einer ganz anderen Welt als der Weimars und der Romantik zu Hause, und worin wir exzelliert haben: jene durch und durch volksmäßigen, bodenverwurzelten Werke von der Urtümlichkeit und Natürlichkeit Gotthelfs und Kellers, darin tat es uns die ganze deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts nicht gleich. Andrerseits fehlt uns langehin, nämlich bis zu C. F. Meyer und Spitteler, eine Richtung oder Dichtung, die sich mit den parnassischen, hochgeistigen und zur reinen Form gewordenen Schöpfungen deutscher Klassizität in die selbe Kategorie stellen ließe.

Auf unserer sozialen Besonderheit und politischen Selbständigkeit basiert letzten Endes auch der nationale Zug unserer Literatur, der schon unseren Humanismus färbte, ideell in unserem patrizischen Schrifttum lebte, höchste Gestalt bei G. Keller annahm und die folgenden Jahrzehnte stark ausgeprägt blieb. Wenn man es auch ablehnen muß, von einer „Nationalliteratur" zu reden, so ist unser Schrifttum doch national insofern, als das Volk, und zwar das eigene Volk, das des Gaues und allenfalls der Eidgenossenschaft im Brennpunkt des Interesses steht.

Weniger dagegen aus dem ideellen Gesichtspunkt. Gerade im 19. Jahrhundert hat sich der schweizerische Staatsgedanke für die Dichtung als wenig fruchtbar erwiesen, und der Zusammenhang mit dem Geistesleben der welschen Landesteile war viel loser als im achtzehnten.

Zwischen den beiden in sich geschlossenen und von einander getrennten literarischen Kulturen des 18. und 19. Jahrhunderts knüpft sich doch ein geistiges Band. Jene hat diese vorbereitet, die in der Schrift propagierten Ideen und Ideale von damals wurden nun Wirklichkeit. Darum stand ja auch die Literatur der patrizischen Aera im Gegensatz, die der demokratischen in Uebereinstimmung zu der jeweiligen Lebensrealität. Und dies wieder mag die Ursache sein, weshalb sich jene fast ausschließlich kritisch äußerte, diese vorwiegend gestaltend.

Der Bruch zwischen ihnen scheint größer als er ist; und wie Epigonen der alten Eidgenossenschaft in die neue hineinreichen, so Vorläufer der neuen in die alte zurück. Einer gar hat den Knoten zwischen ihnen unzerreißbar geknüpft, indem er durch sein 1781 noch zur Zeit des Zopfes entstehendes Werk die Aufgabe des 19. Jahrhunderts sozusagen vorwegnahm. Ein Patrizier ist der Verfasser des ersten Volksbuches Lienhard und Gertrud.

Dieser erstaunliche Anachronismus erklärt sich aus der Nötigung des Herzens und dem Mut der Unbedingtheit, mit dem Pestalozzi aus den philantropischen Forderungen seiner literarischen Umwelt die praktischen Konsequenzen zog.

Es ist schön und sinnvoll, daß die Menschenliebe, und zwar nicht das passiv zusehende Mitleiden, sondern der aktive Drang, dem Volk aus seinen wirklichsten Nöten zu helfen, unserer modernen Dichtung den Lebensatem einhauchte.

„Dichter sind Volkslehrer, ihre Kraft stimmt und bildet", das ist gewiß nicht eine allgemein gültige Zielsetzung, aber die von Pestalozzi gültige, und vielleicht ist sie die lebendigste unseres ganzen Schrifttums geblieben. Keiner Idee hat sich unser Schrifttum so ununterbrochen und willig und intensiver als das der meisten anderen Länder in den Dienst gestellt, als der Idee, volkserzieherisch zu wirken.

Aus den Mitteln, deren sich unsere Literatur zu diesem Zwecke von nun an bedient, ergeben sich einige Hauptmerkmale, die sich ihr dauernd eingegraben haben. Vor allem die Verbindung eines stofflichen Realismus in der Darstellung alltäglichen und oft nothaften Daseins mit einem Idealismus der Gesinnung in der moralischen, pädagogischen, sozialen oder religiösen Zielsetzung.

Gottfried Keller gibt der besten Weisheit nicht bloß seines eigenen Schaffens, sondern unserer neueren Dichtung überhaupt Ausdruck, wenn er es für die Pflicht eines Poeten erklärt, „nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft soweit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können: ja, so seien sie, so gehe es zu." So, glaube er, „daß das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein, und der innerlichsten Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der Tat und auch äußerlich wird. Kurz, man muß, wie man schwangeren Frauen etwa schöne Bildwerke vorhält, dem allezeit tüchtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist; dafür kann man ihn auch um so herber tadeln, wo er es verdient."

Pestalozzi schlägt die erste und Hauptbrücke zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert, viele schwächere und ungeschicktere Hände schaffen spätere und schmalere Verbindungen an Nebenstellen. Das Wollen muß meist für das Können genommen werden, doch fast ausnahmslos setzen sich in den ersten Dezenien des neuen Jahrhunderts die besten Kräfte dafür ein, den Weg zum Volke zu bahnen.

Es war ihnen dabei vorerst und lange hin mehr um das Leben zu tun, als um die Kunst; diese ist nicht Herrin, sondern Magd, und wird selbst als Mittel zu den tendenziösen Zwecken volkserzieherischer Art unzulänglich ausgenutzt. Die Springflut, die 1798 von Westen hereingebrochen war und sich lange nicht verlief, hatte den Humus der Kultur fast völlig weggeschwemmt, und bis er sich langsam wieder gebildet hatte, fristete die literarische Vegetation ein kümmerliches Dasein.

Der Sammelpunkt unseres Schrifttums, der Almanach Die Alpenrosen, trägt seinen Titel zu Recht. Jawohl, nicht Rosen sind es, sondern Alpenrosen, niedrige wildwachsende Stauden mit trockenen und zähen Blättern und robusten Blüten. Jenes Schrifttum klebt ängstlich an Land und Leuten, aber freilich — und auch dafür ist die Alpenrose ein Sinnbild — am eigenen Land. Es ist ausschließlich Heimatkunst, wobei freilich der zweite Teil des Wortes ebenso zaghaft als der erste entschieden auszusprechen ist.

Dieser Name Heimatkunst — er ist ebenso neu als die Sache alt — faßt den wesentlichsten Teil des Schicksals und der Taten unseres Schrifttums seit anderthalb Jahrhunderten zusammen. Die großen Anreger der patrizischen Zeit hatten ja bereits das Programm in jenem doppelten „retour" aufgestellt: Zurück zur Natur und zurück zur Vergangenheit unseres Landes; ein Zurück, das aber mehr und mehr zu einem Vorwärts wurde.

Jener volksmäßig ländliche Zweig unserer Heimatkunst wäre in seinen Umformungen etwa von Hallers Alpen an über J. C. Hirzels Verherrlichung des philosophischen Bauern Kleinjogg zu seinem ersten großen Ziel, Pestalozzis Volksbuch und dann auf mühsamen Umwegen und Windungen über Zschokkes Dorfgeschichten zu seinem höchsten Punkt, denen Gotthelfs zu verfolgen.

Es ist eines der schönsten Resultate, daß aus dem Prinzip: Literatur für das Volk mehr und mehr eine Literatur aus dem Volk wurde. Aus seinem Stoffkreis, seinem Geist zu dichten, führte schon früh zu der wich-

tigen Idee: aus seiner Sprache zu dichten. Mit den Mundartklängen der alemannischen Gedichte läutete J. P. Hebel ein demokratisches Jahrhundert ein, läutete über die nahe Grenze hinüber und gab das Signal zu einem Glockenchor, der seither keinen Augenblick verstummt ist und sich von Gau zu Gau in seiner Klangfarbe differenzierte.

Die historisch-patriotische Tradition unserer Heimatdichtung ist gleichfalls keinen Augenblick abgerissen. Es gehen Wege, wenn auch oft schmale, steinige und langweilige von Bodmers historischen Schriften und Dramen zu Johannes von Müllers poetischer Geschichtsschreibung, zu Reithardts geschichtsschreibender Poesie, oder von Lavaters Schweizerliedern zu denen Fröhlichs und den heute allgemein gesungenen. Und die Route wird genußreich, wenn sie über Kellers vaterländische Gedichte und Meyers Jürg Jenatsch der Gegenwart zuführt.

Wäre nicht jene ununterbrochene Auswirkung der wertvollsten Ideen des ancien régime, hätte nicht Pestalozzi jenen ersten Griff, der das Leben an der Wurzel packte, getan, so könnte Jeremias Gotthelf als jäher und denkbar wuchtigster Beginn unserer neuen literarischen Epoche gelten. Aber nenne man den Zürcher Pädagogen oder den Berner Pfarrer ihren Stammhalter: so wird sie nun deutlich als ein starkes und selbständiges organisches Gebilde. Es wurzelt in der Erde, in des Daseins Wirklichkeit und steht mit nichten auf den Schultern ausländischer Dichter und Denker.

Gotthelf ist ein Phänomen von erstaunlicher Urtümlichkeit, eine „Natur"; unmittelbar und unableitbar von literarischen Erscheinungen beginnt er selbstherrlich von vorn. Fast wider Willen lebt er die drängende Dynamik seiner überschüssigen Vitalität im Wort aus.

Hatte Pestalozzi die Tat, so Gotthelf die Kraft und man könnte an Fausts Bibelexegese anspielend unsere literarische Entwickelung weiterhin paraphrasieren: In Kellers Dichtung kam der Sinn, in Meyers Dichtung das Wort zu seinem höchsten Recht.

Gotthelf, Keller, Meyer und endlich Spitteler — diese vier großen poetischen Genien sind die eigentlichen Kronsteine im poetischen Geschmeide unseres 19. Jahrhunderts, ja in gewissem Sinn die Erfüllung der ganzen jahrhundertelangen Entwicklung. In ihnen hat das dichterische Streben der deutschen Schweiz endlich blühendes Leben, feste Gestalt, das Gewicht der Reife und Dauer verheißende, man darf sagen: klassische Form gefunden.

Der deutschen oder gar der europäischen Literatur haben wir in dieser Epoche freilich keine Vermittlerdienste geleistet wie ehedem, auch weniger Anregung von ihr empfangen, sondern vorwiegend uns selbst und aus uns selbst gelebt, aber durch das Ergebnis: die volle Entfaltung unseres Eigenwesens zum „silbernen Zeitalter" der deutschen Poesie einen im Verhältnis zum Umfang unseres Gebietes überreichen Anteil beigesteuert.

Und für unser schweizerisches Gesamtdasein bedeutet diese Dichtung einen besonderen Stolz; auf ihr ruht das Schwergewicht unseres geistigen Lebens, und beim wohnlichen und würdigen Ausbau des neuen Schweizerhauses waren es unsere großen Poeten, die das Beste geleistet haben. Durch ihre Leistung und Befruchtung bekamen wir ein Schrifttum von eigenem deutschschweizerischem Gepräge, organisch und naturgemäß herausgewachsen

aus der gesamten Wirklichkeit unseres Daseins: der starken Tradition, der Beschaffenheit des Landes, dem Charakter des Volkes, dem sozialen Gefüge, der staatlichen Eigenart und Sonderstellung nach außen. Braucht es ausgeführt zu werden, was ein solches Schrifttum einem Volke bedeutet?

Es ist die große Zeit der Erfüllung, zu der eine lange Tradition hinleitet und späte, reife Früchte trägt. Und es ist Gegenwart in einem doppelten Sinn: die großen Meister des 19. Jahrhunderts wirken noch auf die völkische Gemeinschaft und sie bestimmen — selbst wieder Tradition geworden — zu einem großen Teil das Schaffen der heute noch lebenden Schriftstellergenerationen. Der Weltkrieg erst riß die Pforten, durch die bis dahin erst einzelne sich auf neues Gebiet vorgewagt hatten, zu neuen und noch unabsehbaren Perspektiven auf.

Es war Zeit, wenn unser Schrifttum nicht zurückbleiben und dem lähmenden Bann einer großen Tradition allzusehr verfallen wollte! Die neuen Wege, die es einschlagen will und soll, wird es aber sicherer und kraftvoller wandeln, wenn es den organischen Zusammenhang mit der Vergangenheit nicht abreißt, sondern weiterentwickelt.

Wohin geht die deutsche Jugend?

Von

Wilhelm Schulz = Karlsruhe.

Alle einzelnen Tatsachen, die zur derzeitigen schlimmen Lage des deutschen Volkes beitragen, können ertragen werden, wenn die lebendigen geistigen und physischen Kräfte in den Menschen da sind, wenn jener Lebenswille da ist, der die Bürgschaft der Unzerstörbarkeit in sich trägt. Dann beweisen auch Arbeitsmangel und sinkende Valuta, völlige Entwaffnung und Ueberlastung mit Steuern und Abgaben noch nicht, daß wir am Ende sind. Und der Lebenswille ist da; er wirkt in unserer Jugend.

Die gesunden Erwachsenen haben sich allmählich von den Entbehrungen der Kriegszeit leiblich erholt. Nur die Kranken und die Kinder können nicht gepflegt werden, wie es sein müßte. Ihre Lage ist zum Teil trostlos. In den Schulen herrscht noch viel Unruhe. Der Unterricht wird durch allerlei Veranstaltungen, durch Sport und Spiel, denen man die Jugend nach der Revolution auslieferte, häufig gestört. Aber die heranwachsende Jugend, die Jugend von sechzehn Jahren an aufwärts, hat die körperliche und geistige Entfaltung zu ihrer eigenen Sache gemacht. Die deutsche Jugendbewegung, die schon vor dem Krieg existierte, gewinnt immer mehr an Breite und gleichzeitig auch an innerer Sicherheit und geistiger Kraft.

Wo diese Jugend zusammenkommt, weiß sie dem Wandervogel dafür Dank, daß er in der Vorkriegszeit für sie den Durchbruch in die Freiheit gemacht hat, aus der erdrückenden Enge der Großstädte, aus dem Zwang der Schule und des häuslichen Lebens, aus dem Tabaksqualm und Bierdunst der Kneipen heraus in die Natur. Da wurde gewandert und ge-